

Illustriertes Sonntags-Blatt.

Wochenbeilage zum „Erzähler vom Westerwald“.

Nr. 2

Sonntag, den 10. Januar

1915

Aus den Kriegserinnerungen eines hessischen Militärarztes.

Von Dr. Kappesser, Generalarzt a. D.

(Schluß.)

(Nachdruck verboten.)

Adem wir dann immer wieder zu unserem Beobachtungs-
posten zurückkehrten, sind mir drei Bilder besonders im Gedächtnis
geblieben: Das erste war neben der
Strafe auf einem zum Teil frisch unge-
pflügten Acker ein Haufen noch glimmen-
der Asche, aus dem die zum Teil ver-
brannten Reste eines Pflugs und einer
Egge hervorrugten. Der Pflüger hatte
wohl, mitten in der Arbeit von der be-
ginnenden Schlacht überrascht, mit sei-
nem Zugtier die Flucht ergriffen, und
die zurückgelassenen Ackergeräte mußten
dann den hungrigen und frierenden Sol-
daten als Brennmaterial dienen. So-
dann sah ich ein edles Pferd daher
führen, das mit tief gesenktem Kopf nur
mühsam sich fortbewegte. Es hatte kurz
vorher im Gefecht unter seinem Herrn
einen Schuß durch den Bauch erhalten,
und da ihm doch nicht mehr zu helfen
war, ließ ihm sein Besitzer durch einen
Schuß hinter dem Ohr ein Ende be-
reiten. Das dritte habe ich nicht mit
eigenen Augen gesehen, wir kamen aber
dazu, wie es eben geschehen war. Die
Gambettasche Aufstachelung der Volks-
leidenschaft hatte nachgerade zu einer
gefährlichen Einmischung der Zivilbe-
völkerung in die Kriegsführung ver-
leitet, die strenge Maßregeln notwendig
machten. Da war nun gerade mit einem
Trupp französischer Gefangenen einer in
Zivil mit eingebracht worden, ein hoch-
gewachsener, vielleicht dreißigjähriger
Mann, dessen äußeres und Kleidung ihn
als den besseren Ständen angehörig,
etwa als höheren Forstmann oder Guts-
besitzer kennzeichneten. Er hatte sich
wohl, von patriotischer Begeisterung hin-
gerissen, mit seiner Büchseinte der Jagd
auf deutsches Wild angeschlossen und war
mit der Waffe in der Hand gefangen worden. Der Begleitoffizier
machte unter Hinweis auf denselben eine Meldung an den Chef,
dieser an den Kommandierenden, ein paar kurze Worte und ein
Kopfnicken, und ehe der Unglückliche sich selbst über seine Lage
klar wurde, machten hinter dem Hause ein paar Schüsse dem kurzen
Aufmerksamkeit ein Ende.

Am Mittag verbreitete sich die Schreckenskunde, Beaune sei
in Feindeshand, und wirklich sah man aus dem Städtchen Rauch-
säulen aufsteigen, und die Batterien, die, seither vor demselben
aufgestellt, den Feind beschossen hatten, taten es jetzt von einer
Stelle rückwärts und schienen in das Dorf hineinzufeueren. Das
wäre sehr fatal gewesen, denn Beaune war gleichsam der Schlüssel
der Stellung, und in seinem Besitz hätten die beiden uns an-
greifenden französischen Armeekorps das nur etwa 12 000 Mann
Infanterie zählende achte Korps von seiner Verbindung mit der

Armee des Prinzen Friedrich Karl abgedrängt. Selbst das unbe-
wegliche Gesicht des Generalstabschefs schien etwas bewegt und
der Hals schob sich beunruhigt aus der hohen Krawatte empor.
Der Kommandierende aber, ohne eine Miene zu verziehen, gab
einen kurzen Befehl und setzte dann das angefangene Gespräch
ruhig wieder fort. Glücklicherweise brachte bald einer unserer
Chevauleger die Nachricht, daß der Feind nur in den kleineren
unteren Teil des Städtchens eingedrungen war, der obere Teil
aber und der hochgelegene Kirchhof von den tapferen Rheinländern
unerschütterlich festgehalten worden war.

Wiederholt war dringend Botschaft
wegen Beistand an die etwa zwei Stun-
den westlich stehende Armee des Prinzen
Friedrich Karl gesandt worden. Dort
hatte man aber hartnäckig an der Idee
festgehalten, daß der Angriff, der ja be-
kanntlich laienhafter Weise von Gam-
betta hinter dem Rücken des kommandie-
renden Aurelles de Paladines in Szene
gesetzt worden war, eigentlich ihnen gelte
und der dormalige Kampf nur Demon-
stration sei. Erst gegen Abend entschloß
man sich zum Eingreifen. Die schwere
Artillerie der Brigade Hartmann bezog
eine Flankenstellung, und die Franzosen,
welche bis zuletzt hartnäckig auf Sieg
gehofft hatten, mußten unter deren
Feuer unter fürchterlichen Verlusten den
Rückzug antreten.

Nach einer kalten, furchtbaren Nacht
in dem von Truppen und Verwundeten
überfüllten Städtchen machten wir uns
wohlgemut auf, um womöglich unser
altes Quartier, aus dem wir so jäh ver-
trieben worden waren, wieder aufzu-
suchen. Aber wie sah es da aus? Vor
dem kleinen Treppenaufgang vom Gärt-
chen aus lag ein toter französischer Ar-
tillerist, den eine Kugel gerade in die
Magengegend getroffen hatte. Und die
schönen Puffstühle! Die Betten, auf-
gerissen und zerschnitten, hatten ihre Fe-
dern in dem ganzen Raum zerstreut, die
schön polierten Möbel von Beil- oder
Säbelhieben zersplittert, und das herr-
liche Porzellanservice lag in kleinen
Trümmern zerstreut umher. Da haben
wohl die Patrioten sich ihr Bedürfnis

nach Stampsgetös selber beschafft, da ihnen vielleicht das Knallen
und Pfeifen der Kugeln zu sehr auf die Nerven fiel? Ähnliche Zei-
chen fast kindischer Zerstörungswut habe ich auch später wieder
gesehen beim ersten Rückmarsch auf dem rechten Voire-Ufer in
einem vornehmen Hause in Beaungench, wo die Franzosen im
Anfang Dezember in tagelangen Rückzuggefechten sich aufge-
halten hatten. Wie wäre es unserem Süddeutschland ergangen,
wenn Bourbaki mit seinen Scharen an der Wisaine Sieger geblieben
wäre?

Die Ställe und Wirtschaftsgebäude lagen voll französischer
Verwundeten, für welche der bei ihnen zurückgelassene Arzt von
mir die Beschaffung von Bouillon verlangte, welche ich ihm leider
nicht geben konnte. In einem Doppelbett lag nebeneinander ein
ungleiches Paar, welches merkwürdigerweise die fast gleiche Ver-
wundung aufwies, nämlich eine Schußwunde dicht unter dem



Vizeadmiral Maximilian Graf v. Spee.

Schlüsselbein. Wie mir der genannte Arzt erklärte, war der eine, der kaum dem Knabenalter entwachsene Sproß eines hochadligen Hauses und der andere der Sohn des Gutschäfers, den man ihm wohl zu Schutz und Pflege beigegeben hatte. Während die brechenden Augen in den feinen Zügen des ersteren keinen Zweifel ließen, daß die Kugel den Nerv des Lebens getroffen hatte, lag der andere mit brennendem Pfeifenstummel im Mund mit stupidem Ausdruck da, als ob ihn das alles gar nichts mehr angehe.

Wir wurden dann noch einmal zu beschleunigtem Rückzug auf dem schon bekannten Weg verjagt, da der Feind anscheinend durch einen plötzlichen Vorstoß seinen Rückzug maskieren wollte. Dabei hatte ich Gelegenheit, ein eigentümlich ingenieures Verfahren zu bewundern. Da man die massenhaft umhergestreuten Gewehre, deren Herkunft von den Freunden jenseits des Kanals man an den noch kenntlichen Nummern englischer Milizkompagnien erkannt haben soll, zur Zeit nicht mitnehmen konnte und auch nicht als gefährliche Gabe der feindlich gesinnten Bevölkerung zurücklassen wollte, so hatte man sie in langen Reihen nebeneinander über den tiefen Chaussee-Graben mit beiderseits gleichen Uferändern gelegt und war dann mit einem beladenen Gepädwagen so nahe am Rand hingefahren, daß die Räder der einen Seite über diese improvisierte Brücke gingen. Da wurden die Flinten alle mit einem Male krumm gebogen und unbrauchbar gemacht.

Ich konnte übrigens wiederholt während des Krieges die Tatsache wahrnehmen, daß bei den Franzosen, sobald der erste Ean vorüber war, eine rasch zunehmende Voderung des militärischen Verbandes und Pflichtgefühls sich zeigte. Schon bei einem abendlichen Gang über das Gefechtsfeld oberhalb der Spicher Höhe sah man erst massenhaft Gewehre liegen, dann kamen Tornister mit Zeltdecken und Reservestiefeln, und zuletzt hatten sie die Patronentaschen und Seitengewehre weggeworfen, deren plumpe Eisenscheiden auch wohl beim Laufen besonders hinderlich sein mochten. Ich hatte mir ein Exemplar der letzteren aufgehoben, und das tat uns während des Feldzuges vortreffliche Dienste beim Holzspalten.

Auch später konnte ich noch einmal Ähnliches wahrnehmen. Als wir nach der Einnahme von Orleans rasch die Stadt durchreitend, jenseits des Flusses die Verfolgung des in die Sologne sich zurückziehenden Feindes aufnahmen und derselbe an einzelnen Waldabschnitten hier und da noch Widerstand versuchte, aber doch bald wieder aufgab, da folgte ich, um mir die kalten Füße zu vertreten, eine Zeit lang zu Fuß den langsam vorrückenden Truppen. Dabei habe ich durch meinen Burschen auf ein dazu angehaltenes Bauernfuhrwerk eine ganze Ladung weggeworfener Chassepots auflesen lassen. Das hätte doch 1866, trotz des deprimierenden Rückzuges keiner unserer Soldaten sich nachhagen lassen, daß er von seinem Gewehr sich getrennt hätte, so lange er es noch mit seinen Händen halten konnte.

Jetzt, zu unserer notgedrungenen Flucht zurückkehrend, will ich noch ein kleines Intermezzo berichten. In der Mitte des Weges, zwischen dem Dorf und dem Bahnhof, der weiteren Dinge hartend, sah ich, an der Landstraße gelegen, ein vereinzelt Haus, das sonst vielleicht als Wirtschaft oder als Landhaus dienen mochte, vor welchem zahlreich umhergestreute Trümmer von Hausrat an den Tag zuvor erinnerten. Zwischen denselben schlichen zwei hagere Frauengestalten schweigend einher, von Zeit zu Zeit kleine Gegenstände aufhebend und sich zeigend, vielleicht Erinnerungen an einstigen Besitz. Drinnen aber saßen lärmend eine Anzahl Krankenträger, sich wärmend an einem lebhaft brennenden Kamin, dessen Feuer sie gerade durch Einschleiben des schweren Fußes eines runden Tisches neue Nahrung zuzuführen suchten, dessen breite Basis aber solchem Versuche Widerstand leistete. Sie beklagten sich, daß sie da bleiben müßten wegen eines in Nebenraum liegenden Landwehmannes, der, in die Brust geschossen, nicht mehr transportiert werden könne und dessen baldigen Tod sie hier abwarten müßten. Während ich mich nach dem Verwundeten umfah, der in einem Nebenraum, welcher nach vorhandenen Geräthen zu urteilen zeitweise als Stall dienen mochte, aber sauber getüncht war, auf einem improvisierten Lager offenbar sterbend lag, sah ich oben auf einer Art Heurause eine rotgestreifte Kasse sitzen, welche mit gierigen Blicken lauernd nach abwärts schaute. Dort sah ich, wie gerade ein junges Kaninchen, etwa von der Größe einer Ratte, unter einem Trog hervortroch und offenbar nach seinen Anverwandten umschauen wollte, die jedenfalls alle ihr Ende in einem Feldkessel gefunden hatten. Das Tierchen mochte die Nordluft des Raubtieres erregt haben. Jornig scheuchte ich dieses weg, so daß es saugend nach dem Dachgestirn sprang. Das Kaninchen wird aber doch seinem Schicksal nicht entgangen sein.

Wie wir dann am anderen Abend auch wieder unter dem Schutz der braven rheinischen Dragoner gerade einen notdürftigen Unterschlupf gefunden hatten, fand uns spät noch einer unserer

Unteroffiziere auf mit dem Befehl, sofort nach dem etwa vier Stunden nordöstlich gelegenen Chateau Vadon aufzubrechen und uns wieder mit unseren Schwadronen zu vereinigen, welche während der vergangenen Schlachtstage dort ein sibiratisches Leben geführt haben sollen. Nachdem wir uns dann in dunkler Nacht, einem eisigen Nordostwind entgegenreitend, dorthin gleichsam durchgetastet hatten, suchte ich mir auf Geradewohl eine Untertunft und hatte gerade etwa eine halbe Stunde auf einem Strohsack geschlafen, da rüttelte mich mein Bursche, der mich lange gesucht hatte, wach, weil niemand wußte, wo ich untergekommen war, und meldete mir, daß soeben Befehl des Brigadefeldmarschalls gekommen sei, daß alles sofort wieder dahin zu marschieren hätte, wo wir gerade hergekommen waren. Da mußte ich erst recht wieder des Apostels Petrus gedenken. Aber es bewährte sich doch wieder die alte Wahrheit: man soll nicht glauben, was der Mensch alles kann, wenn er muß. Unterwegs mußte ich mich von meinem Nebenmann öfters anstoßen lassen, um nicht vom Schlaf übermannt vom Pferd zu fallen. Mit Tagesgrauen dort wieder angekommen, wo wir uns seither aufgehalten hatten, lag ich bei zweifelhafter Nacht in totenähnlichem Schlaf auf einem Haufen blutiger Lumpen in einer Toreninfahrt, dann ging es wieder weiter.

Wie wir dann über das Schlachtfeld von Artenay zwischen brennenden Häusern hindurchzogen und tapfer bei der Einnahme von Orleans mitgewirkt, und dann den Winter über, um mich des Ausdrucks meines waderen Wagenführers Vahr zu bedienen, das Land auf beiden Ufern der Loire „auf- und abkilometert“ haben, das erzähle ich vielleicht noch ein anderes Mal, wenn mir Gott dazu Frist gewähren will.

Ich will hier nur noch berichten, wie durch eine merkwürdige Laune des Schicksals, als wir endlich im März 1871, nach Beginn des Waffenstillstandes den Heimmarsch angetreten hatten, unser Regiment noch einmal zu Beaune ins Quartier kam. Die größten Schäden von der Schlacht her waren schon einigermaßen verwischt, doch zeigte das steile Dach der Kirche ein paar gewaltige Löcher, welche hindurch-fahrende Kanonensugeln hineingerissen hatten. In dem Hause des Bürgermeisters, wo ich mein Quartier erhielt, war während der Schlacht eine Granate eingeschlagen und hatte die innere Stützmauer zertrümmert, so daß man, um den Einsturz zu verhüten, das Haus provisorisch mittels des noch mit der Rinde bedeckten Stammes eines Birnbaums hatte stützen müssen. In dem Zimmer, in dem ich übernachtete, war in einer der großen Fensterscheiben ein fingerbreites, rundes Loch zu sehen, und gerade über meinem Kopfstissen zeigte eine Lücke an der Wand die Stelle, wo die Spikflugel eingeschlagen hatte. Die Frau Bürgermeister, eine nette, verständige Dame, welche zur Zeit der Kämpfe mit ihrer Tochter fern im Süd zu Bau geweiht hatte, erzählte mir, daß der in dem früheren erwähnten Gefecht unserer Chevaulegers mit französischen Lanciers schwer verwundet gefangene Oberst in ihrem Hause Pflege gefunden habe und daß er wunderbarerweise trotz seines von hessischen Klingen so schwer verhaunenen Schädelbuchs wieder genesen und eine Woche zuvor nach dem Süden abgereist sei.

Ferner noch berichtete die Frau Bürgermeister, wie ganz im Beginn des Angriffs gerade neben dem fest verammelten Südausgang des Städtchens, dessen ich mich selbst noch wohl erinnerte, man plötzlich entdeckte, daß das anstoßende Haus von Franzosen wimmelte, welche durch eine offen gebliebene Hintertür sich dort eingeschlichen hatten. Da haben die grimmen Westfälinger in wildem Nahkampf alles niedergehauen und erstochen, was sich nicht schleunigst durch die Flucht rettete.

Und somit will ich mich für diesmal von meinen geduldigen Lesern verabschieden.

Sprüche.

Erwartetes Glück verliert durchs Warten,
Wenn's endlich kommt, an Schimmer und Glanz.
Wird's aber unerhofft besichert uns,
Dann ist das Glück erst voll und ganz.

Daniel Sanders.

Suche andere zu erfreuen, zu trösten, zu unterhalten'
ihnen zu schenken, zu danken, zu helfen, mit ihnen recht
freundlich, recht liebevoll, zuvorkommend, in allem recht ge-
fällig, lieb und rücksichtsvoll zu sein.



Ein türkischer Brigadegeneral.

Das Wunderbare.

Von Ruth W y s s e n b a c h - B e r n .

(Nachdruck verboten.)

Jahrelang hatte sie gewartet. In alle Länder der Welt hatte sie das Schicksal geführt. Sie hatte gesucht und gehofft, daß auch ihr einmal die blaue Blume des Glückes leuchten würde.

Alle ihre Sehnsucht hatte sie in dieses Warten gelegt. Es sollte kommen, wie ein Licht, wie das ewige Licht, brausend, wie der Wind, der von den Bergen rauscht, wie lauter Blumen, die der Frühling gab, duftend, in silberglänzender Schönheit, so dachte sie sich das Glück.

Man muß es nicht suchen, es muß zu einem kommen, wie der Dieb in der Nacht, unverhofft, so sagte sie sich oft.

Aber ihre großen, grüngrauen, unergründlichen Augen waren in die Ferne gerichtet und sie verzehrte sich in Sehnsucht nach Liebe.

Jeden Tag meinte sie, jetzt, aber es war nichts, es war nicht das, was sie suchte.

Aber es wird kommen, dachte sie weiter und mir die Finsternis meines Lebens erhellen; denn ich bin ja schön, so sagen mir alle, die ich kenne.

Leise wird das Glück anpochen, gewiß, einmal im Abendstrahl, oder früh des Morgens, wenn die Sonne über die Berge kam, mit allem Glanze. In ihr war großes, dürstendes Warten. Ihr Leben war so dunkel, sie war so allein. Ihre Eltern hatte sie früh verloren, sie mußte bei Fremden ihr Leben zubringen, die ihr nichts gaben, als Kälte und Berechnung. Was wußten diese Menschen, wie sie einsam war, daß sie, die Eitelniebe kaum genossen, sich nach einer starken Hand sehnte, die sie die dunklen Lebenswege führte.

Wenn die Nachtigallen klagten, fühlte sie ihr Weh nur tiefer, ihre Heimatlosigkeit bereitete ihr Schmerzen. Ihre Verwandten waren ihr fremd, denn diese kümmernten sich kaum um sie, sie war ihnen gleichgültig.

Da beschloß sie, zu reisen.

Zuerst führte der Weg sie nach Verona und in alle die herrlichen Städte Italiens.

Sie sah die Schönheiten und nahm sie auf wie Gnaden.

Ihre Seele war leuchtend wie Blüten, ihr Herz rein und klar wie ein Bergsee.

Nur die Sehnsucht schlief nie in ihr, war ewig wach und folternd in ihr.

Und so zog sie dahin über die Erde. Kein Land, keine Stadt war ihr zu fern. Kaum hatten sich die Tore eines Ortes ihr geöffnet, kaum hatten ihre müden Glieder ausgerastet, zog es sie weiter. Ein weiblicher Ahasver irrt sie umher.

So sah sie alle Wunder der Welt.

Ohne Ruhe, ohne Rast zog sie von Land zu Land, die Augen in die Weite gerichtet.

Das Schicksal führte sie über Meere und wieder zurück, nirgends fand sie das erträumte Glück.

Sterbensmüde kehrte sie endlich heim in die Heimat, in die alte Stadt, wo die Glocken immerwährend saugen, des Tages und auch des Nachts, wo die Kathedralen und Kirchen des fünfzehnten Jahrhunderts gen Himmel starrten, wo in den Nischen alter Häuser Heiligenbilder angebracht waren, vor denen nachts der rote Schein ewiger Lampen flackerte.

Die stille, kleine Stadt, wo man sich fast scheute zu gehen, da der Laut der eigenen Tritte widerhallte wie etwas Furchtbares.

Diese Stadt der ewigen Trauer, die nichts Lautes, Frohes duldete, was gibt mir die, dachte sie, höchstens die Kunst, die wie ein Schatz gehütet wurde.

Ging sie über die morschen, verwitterten Bogenbrücken, an Grachten entlang, an traurigen, grauen Regentagen, da fröstelte sie, ihr Herz war unsagbar bedrückt. Mit bleicher Stirn und schweren Augen lebte sie an solchen Tagen, kaum, daß sie Speise zu sich nahm.

Bald, dachte sie, werde ich diese Stadt wieder verlassen, die selbst im Sonnenschein nicht ihre Schwermut verlor.

An einem klaren Oktobertage, nachdem sie noch der alten Beguinage einen Besuch abgestattet, bei einem der alten Fräulein einige Meter selbstgefloppelter Spitzen gekauft hatte und der

Greisin Freunde, drei laute, muntere Kanarienvögel, bewundert hatte, beschloß sie, am nächsten Tage nach England zu fahren.

Am Morgen war sie noch auf dem Friedhofe gewesen, hatte Blumen auf die Gräber ihrer Eltern und Großeltern gelegt, nun hatte sie hier nichts mehr zu tun. Zu Tante Gabriele wollte sie am Abend noch gehen, um Abschied zu nehmen, es war doch die Schwester ihrer Mutter.

Und dann fort aus dieser Stadt der ewigen Klage. —

Aber das Schicksal hatte es anders beschlossen.

Mit sanfter Stimme bat die alte Dame sie, doch bei ihr zu bleiben.

„Sieh, liebe Bianta, ich bin am Ende der Tage, stehe mit einem Fuße schon im Grabe, und bald werde ich Abschied nehmen von dieser Welt. Du bist meine einzige Erbin; die Rosa, die mir fünfunddreißig Jahre treu gedient hat, bekommt die Möbel und ein Legat. Du mußt auch endlich einmal zur Ruhe kommen, nicht wie ein Irwisch in der Welt herumfegen.“

Mit sanfter Stimme, lieb und gut, hatte Tante Gabriele zu ihr gesprochen, so wie eine Mutter zu ihrem Kinde spricht.

Die Güte der Tante hatte sie zu Tränen geführt, sie, die niemals eine liebende Hand gefühlt, es tat ihr wohl, endlich einmal ein gutes Wort zu vernehmen.

Sie hatte vergessen, daß die Lieblosigkeit ihrer Verwandten sie in die Welt getrieben hatte.

Und sie blieb.

Einige Jahre rauchten noch so vorüber, wie ein Traum, da ereignete sich folgendes:

In der Heimat, in dieser dunklen, schwermutsvollen Stadt, mit den Häufchen, mit Stufengiebeln an den Kanälen entlang, fand sie das Glück, das sie jahrelang in fremden Ländern gesucht hatte.

Und es kamen Jahre des wönigsten Glückes und dann Leid und Weh, wie jedes Menschenleben es durchkosten muß.

Wie eine Welle nahm das Leben sie in die Arme, das große, ereignisvolle Leben hatte sie endlich geküßt.

Sie war Braut.

Die Braut eines guten, treuen Mannes, eines berühmten Arztes, der sie liebte und auf Händen trug. Später wurde sie sein Weib.

Zum zweitenmal fuhr sie nun an der Seite ihres geliebten Mannes nach Italien.

Zum zweitenmal sah sie mit ihm, der nun ihr alles war, die Wunder der Kunst, die architektonisch-harmonischen Bauten der Renaissance Venedigs, die in ihrer entzündenden Reinheit den Augen so wohlthat.

Nach Monaten kehrten sie heim.

Die Jahre enteiften eines nach dem andern.

Sie war Mutter.

Fünf blühende, gesunde Kinder schenkte sie ihrem Gatten, drei Knaben und zwei Mädchen.

Seine Sorgfalt war immer um

sie. Zarte Worte gab er ihr, er streichelte oft ihre Hände, die nun ein wenig rauher geworden und nicht mehr so zart und weiß wie früher waren.

Aber sie war noch fast so schön wie früher, die Kinder hatten ihr nichts genommen.

Das sagte ihr Mann oft, sie freute sich, daß sie ihm noch so gefiel wie im Anfang ihrer Ehe. Ihre Liebe war groß und stark, und eines lebte für das andere, und sie gingen beide auf in ihren Pflichten, und sie war ihm nicht nur Gefährtin, sondern auch Geliebte.

Zehn Jahre des Glückes, zehn lange, wunderbare Jahre der tiefsten, innigsten Liebe, da nahm ihr der Tod den Gatten.

Und sie weinte bittere Tränen, starrtes Entsetzen hatte sie erfaßt, Sterben, Tod, welch gräßlicher Traum. . . Da sah sie nun an der Bahre dessen, der ihr bisher alles war, ihr Licht und ihr Lebensinhalt, und nun, ein zertrümmerter Baum. . .

Sie küßte die bleichen Lippen, die ihr nun nie mehr ein süßes Kosewort sagen würden. Sie konnte es kaum fassen, daß das alles nun zu Ende sein sollte.

Sie hielt getreulich Wache bei ihrem geliebten Toten, und nie hatte ein Weib bitterere Tränen vergossen.

Müde und gebrochen kehrte sie vom Friedhofe heim, kaum der Kinder achtend, die sich weinend an sie hängten.



Kroatischer Landsturm.

Endlich richtete sie sich wieder auf, sie hatte ja Pflichten, aber es war keine Freude mehr in ihr.

Noch zweimal lehrte der Tod bei ihr ein. Das erstmal entriß er ihr geliebtes, jüngstes Mädchen, die Elisabeth, das zweitemal Karl-Heinz, den ältesten Sohn.

Nun aber hatte er nichts Erschreckendes mehr für sie, das Leid hatte sie starr gemacht, sie hatte zu viel weinen müssen.

Ihre andern Kinder, die ihr noch geblieben, waren gute, schöne, große Menschen geworden, die ihr nur Freude bereiteten. Ihr Herz sehnte sich nun nach Ruhe, nach Frieden — und sie rüstete sich allmählich auf das Wiedersehen mit denen, die sie verloren hatte.

Sie war jetzt eine alte Frau, mit silberglänzenden Haaren, und das Schicksal hatte sie gezeichnet mit vielen Runzeln; von der einstigen Schönheit war nicht mehr viel zu sehen.

Und so war das Herrliche, das sie erwartet hatte, gekommen, sie hatte das Leben, die Liebe, das Leid kennen gelernt, und sie hatte alle drei kosten müssen, bis zur Reize, um zu erfassen — das Wunderbare . . .

Erfinderschnurren.

Von Dr. Rosenbergs. (Nachdr. verboten)

Drei Glücksfälle sind's vor allen, durch die gar manches Menschenkind, das bislang nicht von der Mühe einer umfangreichen Vermögensverwaltung belastet ist, in den nützlichen Stand der Rentner und Zinsscheinabschneider aufzurücken hofft: eine Erbschaft machen, oder in der Lotterie gewinnen, oder — etwas erfinden. Nur hasten leider dem ersten dieser drei oft genug Begleitumstände an, die einem die ganze Freude verderben können: die sichere Aussicht auf den zweitgenannten Glücksfall verträgt sich gar so wenig mit den Lehren der Wahrscheinlichkeitsrechnung; und der dritte? — Ja, wenn der „Erfinder“ nur wüßte, was er denn eigentlich erfinden soll! Etwas Praktisches, für seinen Kulturmenschen Entbehrliches muß es schon sein, damit alle Welt es auch kauft und der Erfinder seinen obersten Hauptzweck erreicht.

Und etwas ganz Neues muß es sein, etwas, woran noch kein Mensch gedacht hat; denn eben die Neuheit der Idee ist es nicht zum mindesten, die den gewinnbringenden Absatz schafft. Ein Glück ist es, daß unsere modernen Staaten die Einrichtung der Patentämter haben. Sie sichern dem grübelnden Geist den Lohn seiner Mühe und bewahren ihn davor, daß geschäftstüchtige Freibeuter ihm den klingenden Nutzen einer wirklich wertvollen Neuheit rauben. Aber sie tun daneben auch noch etwas anderes, dessen Endwirkung freilich ganz und gar nicht in ihrer Amtspflicht liegt, aber doch mitunter recht erfreuend ist: sie veröffentlichen ihre Patentlisten, Rechenschaftsberichte oder dergleichen und — geben darin Kunde von der Tatsache, daß der Drang „etwas zu erfinden“ zuweilen auf Pfaden einen Ausweg sucht und nach Zielen strebt, die an seltsamster Schnurrigkeit kaum mehr zu überbieten erscheinen. Laut lachen möchte man oft, wenn man aus irgendeiner Veranlassung alte Patentschriften durchstöbern muß. Hin und wieder kann man sich gelinder Zweifel nicht erwehren, ob es den Leuten, die da ihre Ideen aufs ausführlichste darlegen, immer so ganz Ernst mit ihren „Erfindungen“ war, oder ob sie nicht vielleicht doch das Patentamt, die Mitmenschen und auch sich selber ein klein wenig zum besten haben wollten. Das letztere möchte man freilich auch wieder nicht recht glauben, denn für solche Scherze sind in allen Ländern die Gebühren denn doch zu hoch.

Was soll man z. B. davon sagen, daß im Jahre 1854 das Patentamt in Washington dem Antrag eines Ungenannten auf Erteilung eines Patentes für die von ihm erfundene — Band-

wurmfalle stattgab und nach Lage der Sache stattgeben mußte? — der Leser wird hoffentlich nicht verübeln, das gleich das erste Beispiel so unappetitlich ist; die nachfolgenden sollen auch besser ausgewählt werden. — Eine ausführliche Wiedergabe der mit Zeichnung versehenen Patentbeschreibung wird man hier wohl schwerlich erlangen. Der Apparat war eine ganz komplizierte Vorrichtung und steckte in einem Behälter etwa von den Abmessungen eines modernen Infanteriegeschosses. Der Patient hatte das Ding zu verschlucken und konnte es, wenn der Wurm sich gefangen hatte, an einer Schnur wieder herausziehen! Von erfolgreicher Anwendung der ingeniosen Vorrichtung steht allerdings nirgends geschrieben.

Das Schnarchen kann arg unangenehm werden, nicht so sehr für denjenigen, der es tut, sondern für diejenigen, die er mit seinem Knarren und Sägen um den Schlaf bringt. Solchem Übel hat mehr als ein findiger Kopf abhelfen wollen. Erwähnt sei nur einer: der Mann hat allerdings seine eigenen anatomischen Ansichten und meint, daß „das Schnarchen durch das Atmen mit offenem Munde verursacht wird, so daß eine große und ungeteilte Luftmenge in den Kehlkopf eintreten kann“. Um die üble Ungelegenheit zu brechen, soll dem Schnarcher ein mehrfach durchbohrtes Stück Holz vor dem Munde festgebunden werden, so daß der Luftstrom zerteilt und abgelenkt wird.

Ein anderer will seinen Mitmenschen warme Füße verschaffen und baut einen „Pedalcalorifactor“ — der wissenschaftliche Name



Vom österreichisch-ungarischen Kriegschauplatz: Ein Feldgottesdienst nach einem Begräbnis.

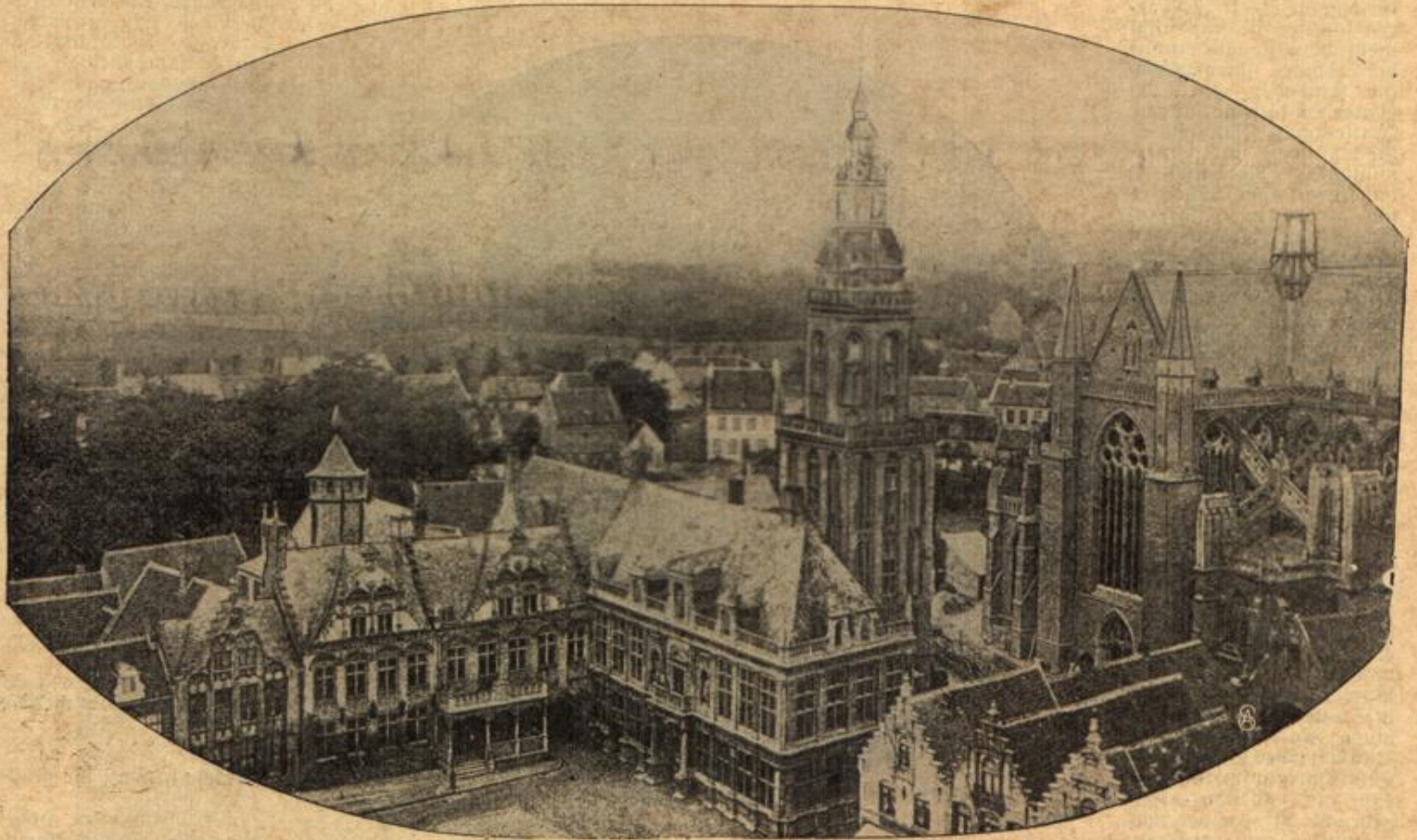
ist eine Hauptsache —, der aus einem Paar Röhren besteht, die von dem Munde bis zu den Füßen reichen, oben ein Mundstück tragen und unten erweitert sind, so daß sie den ganzen Fuß umschließen. Der Besitzer braucht bloß kräftig nach wohlbekanntem Art in die Röhren zu hauchen, dann wird er die wohlthätige Wirkung am untersten Körperende schon spüren. Wie wird es aber, wenn die Temperatur seines Atems nicht zu den vom Erfinder veranschlagten 37 Grad Celsius stimmt und auch der Wärmeverlust in den Röhren größer als die verrechneten drei Grad ist? Nun, jedenfalls erpart der Apparat das für einen Erwachsenen sehr anstrengende Akrobatenkunststück, die Füße gewaltsam bis zum Munde zu führen und dort warmzublasen. Ungemein praktisch muß sicherlich auch ein Ding sein, um das sich gleich zwei Leute gemeinschaftlich den Kopf zerbrochen haben, nämlich ein Schuh, der nach Belieben länger oder kürzer gemacht werden kann und darum für Füße verschiedener Nummern verwendbar ist. Nur sonderbar und nicht recht erklärlich, daß er unter der Bezeichnung „Begräbnisschuh“ zum Patent angemeldet worden ist.

Ein Stiefel ist unter Umständen eine ganz gefährliche Waffe, wenn er nämlich derb und schwer genug ist, und wenn er mit der nötigen Wucht geschwungen oder geworfen wird. Gefährlich kann auch ein Stiefelknecht werden, am allergefährlichsten jedoch ein Revolver. Wenn es aber nur nicht so bedenklich wäre, mit Schießgewehr umzugehen! Vielleicht ist es diese vorsichtige Erwägung, die einen gewissen Lichtwardt auf den Gedanken gebracht hat, einen Stiefelknecht zu erfinden, mit dem man sich zuerst der Fuß-

bekleidung entledigen kann, den man dann aber so zusammenklappt, daß er genau wie ein Revolver aussieht. Wenn das nicht gegen nächtlichen Diebsbesuch hilft —! Noch dazu ohne Gefährdung des Handhabenden! Eigentlich ist es doch recht häßlich und undankbar, daß nicht jeder Hausvater zu solchem Schutzmittel greift, wie es auch von den Bahnverwaltungen ein unverantwortlicher Leichtsinns ist, daß sie die Erfindung eines Mannes namens Doomen unbeachtet gelassen haben: der wollte die Trittbretter der Post- und Gepäckwagen mit Öffnungen versehen und aus diesen glühend heißen Dampf ausströmen lassen, sobald jemand aufstieg, der dort nichts zu suchen hatte, so daß jeder Bahnräuber jämmerlich verbrüht werden konnte. Das Verfahren erinnert einen an die zuweilen erzählte Geschichte von dem geheimnisvollen, viele Meter im Durchmesser zählenden Wasserbehälter, der die unterirdischen Schatzgewölbe der Bank of England in London unten und an den Seiten umziehen soll, und dessen Inhalt jeden, der als Einbrecher den Goldbarren und Banknoten nahen will, e. endiglich ersäuft.

schaftliche Dinge; es ließe sich darüber ein umfangreiches Sonderkapitel schreiben. Da hat sich z. B. ein deutscher Bauer aus der hügeligen Mezer Gegend oft darüber geärgert, daß das Pflügen parallel mit den Höhentämmen so schlecht vom Flecke rückt, weil die beiden Zugtiere ungleich hoch stehen. Eine Besserung sucht er dadurch zu erreichen, daß er das „untere“ Pferd mit Stelzen versieht! Ein Patent auf die entschieden neuartige Idee hat er zwar angemeldet, aber nach den strengeren Bestimmungen der deutschen Gesetzgebung nicht erhalten.

Viele Haustiere scheuern sich gerne an Pfählen oder dergleichen, gewöhnlich um irgendeinen quälenden Hautreiz los zu werden. Wie viele „Scheuerpfosten“ hat diese Beobachtung nicht erfinden lassen! Alle sollen sie die Bewegung des Tieres dahin ausnützen, daß der Haut eine heilende Einsetzung oder Salbung zuteil wird. Das Wie kann hier unmöglich geschildert werden. Großenteils sind die Vorrichtungen lächerlich kompliziert und erfordern zur Betätigung ein Quantum Überlegung von seiten des betreffenden Gauls oder Dshen, wie es ihre Herren beim Er-



Die Stadt Furnes (Veurne) in Westflandern.

In der Mitte das Landhuis, dahinter der Belfried. Von der St.-Walburgis-Kirche (rechts) in Furnes ist nur der Chor mit seinem Umgang und Kapellenkranz vollendet. — Furnes (Veurne), wohin König Albert nach dem Fall von Antwerpen sein Hauptquartier verlegt hatte, ist kürzlich in den Feuerbereich der weittragenden deutschen Geschütze gelangt.

Das Bett, das zusammenknickt und den Faulpelz, der auf den ersten Ruf des Weckers nicht hat aufstehen wollen, auf den Fußboden spediert, besteht nicht etwa bloß in der scherzenden Phantasie der Witzblätter, ist im Gegenteil in allerlei Ausgestaltungen mehr als einmal patentiert worden, zuletzt einem George Seaman (d. h. Georg Seemann) aus Chicago. Hingegen kommt dem Verfahren Karwowstis, das den Schlaf der Toten vor der Störung durch Verwesung und ähnliche unerwünschte Zwischenfälle schützen soll, entschieden der Vorzug der Originalität zu. Von der mühseligen Behandlung durch Chemikalien, wie sie bei den alten Ägyptern in Übung war, ist keine Rede mehr. Der Körper wird vielmehr zuerst mit einem Überzug von kesselsaurem Natrium — das klingt gelehrter als das alltägliche Wasserglas — versehen und dann in einen Behälter voll flüssig-geschmolzenen Glases gelegt. Nach dessen Abkühlen und Erstarren ist die Statue fertig. Gerade wie Schneewittchen im Glaskarge! Als besonderen Vorzug preist die Patentbeschreibung, daß auf diese Weise nicht nur der Leichnam als Ganzes, sondern auch einzelne Teile für sich vor dem Verderben bewahrt werden könnten, zum Beispiel der Kopf zur Verwendung als Zimmerschmuck. Greulich!

Eine große Rolle spielen in diesen Erfinderschnurren landwirt-

finden des Apparates nicht gezeigt haben. Recht viel Mühe und Scharfsinn ist ferner vor allem darauf verwendet worden, dem Federvieh seine Unarten auszutreiben, und ihm eine gesundheitsgemäße Lebensweise anzugewöhnen. Wie man weiß, fressen die Hühner gerne ihre Eier selber auf, anstatt sie pflichtgetreu abzuliefern. Darum müssen sie zunächst einmal auf ihre Erzeugungsfähigkeit kontrolliert werden. So sagte sich wenigstens jener Landwirt, der im Jahre 1895 ein Patent auf eine Vorrichtung beantragte, die „einen Zählapparat zur Aufzeichnung der Gesamtzahl der von einer Henne oder anderem Geflügel gelegten Eier darstellt, unmittelbar an dem Tier befestigt wird und unbeschränkt lange getragen werden kann“. Sie umfaßt neben anderen Einzelheiten „eine Art Register, welches durch das aus der Henne austretende Ei betätigt wird, einen verschlossenen Behälter und eine Vorrichtung zum Festbinden des Registers am Körper des Vogels“. Gelingt es nun trotz alledem solch einem pflichtvergessenen Huhn, an ein Ei heranzukommen, dann soll ihm das Naschen dennoch halb verleidet werden. Entweder findet es ein künstliches Erzeugnis, das mit einer etelhaften Mischung gefüllt ist — über derartiges gibt es Patente in Menge — oder es gerät an einen heimtückischen Apparat, den ein Landwirt namens Shanahan

erdacht hat: das Ei liegt auf einer Metallplatte, die wieder mit einer elektrischen Batterie verbunden ist; will das Huhn es erreichen, so muß es auf diese Platte treten, aber nur, um im nächsten Augenblick ob des empfangenen Schlags zu Tode zu erschrecken. Ein einziges solches Erlebnis genügt, um die Tiere für ihr ganzes Leben von allem unrechtmäßigen Genießen abzuhalten. Mitunter arbeitet der Apparat aber auch in unerwünscht gründlicher Weise, wie der Erfinder am eignen Geflügel erfahren mußte, denn der größere Teil der Hühner wurde ihm durch die schlaue Einrichtung kurzerhand „mit Elektrizität hingerichtet“. Nicht gar so großen Schaden wie das Eierfressen stiftet die Gewohnheit mancher Federträger, sich die Federn auszurupfen. Um das zu verhindern, wollte ein gewisser Schild an den Schnäbeln der Tiere Drahtklammern anbringen, die nur ein geringes Öffnen des Schnabels gestatteten. Ob er sie zur Fütterungszeit abnehmen ließ? Ein Patent hat er nichtsdestoweniger bekommen. Ein anderer empfand es als Notwendigkeit, den Hühnern das Scharren im Garten unmöglich zu machen, durch eine Erfindung, die er sich im Jahre 1871 gesetzlich schützen ließ, suchte er das auf ganz eigene Art zu erreichen. Den Tieren wurde um das Fußgelenk jeden Beines ein Ring gelegt, an dem zwei lange, starke, federnde Drähte saßen. Gewiß, die Beete zerscharren konnten sie nun nicht mehr, denn sie blieben mit den Spitzen fortwährend im Erdboden oder im eignen Hinterleibe hängen. Im letzteren Falle gab es Verletzungen als unerwünschte Nebenfolgen; außerdem aber stellte es sich zur heiteren Überraschung der Zuschauenden heraus, daß die federnde Wirkung der Sporen die armen Hühner ins unfreiwillige Hopfen und Springen brachte. Mit der schönen „Erfindung“ war es also nichts.

Gerade solche Unüberlegtheiten, dieser Mangel an Überblick, das Fehlen technischen Empfindens sind es, durch die sich der Much-Erfinder von seinem ernst zu nehmenden Genossen unvorteilhaft abhebt. Könnte ein solcher Mann klar denken, dann sämen nicht Patentansprüche zustande, wie jener eines Amerikaners, Going, nach dessen Wortlaut die Vorrichtung „eine Schale in Stücke bricht u. dann so lange Material von dem Umfang eines der besagten Stücke wegnimmt, bis dasselbe auf passende Größe gebracht ist“. Oder das Verfahren eines anderen, welches „das Material vermischt, um die Plastizität zu versteifen, und der plastischen Masse konkrete Form gibt“. 1895 beschreibt wieder ein anderer ein Verfahren, Material von einem aufgestapelten Haufen wegzuschaffen, das darin besteht, „zunächst einen radialen Kanal in dem Haufen zu bilden und dann das Material auf kreisförmigem, an der Radiallinie beginnenden Wege zu transportieren“. Versteht ein Leser, was diese Leute eigentlich wollen? Die Sätze sind nicht etwa aus dem Zusammenhang gerissen und deshalb unverständlich. Rätselhaft klingt auch die 1906 patentierte Absicht, „Kohlenstoff unter Druck mit Marmor zusammenzubringen und das entstehende Gas mit einer Flüssigkeit zu vermischen“. Woher in aller Welt soll da Gas kommen? Das vergißt der Patentinhaber zu erläutern.

Nun, lassen wir den günstigsten Fall gehen und nehmen wir an, ein solcher Erfinder habe eine Idee gehabt, die ihm selber noch nicht klar vor dem Blick stand, in der er aber mit Zuversicht einen nützenbringenden Kern zu sehen glaubte, den er vor der unerwünschten Mitarbeit anderer schützen wollte! So gut oder so schlecht es ging, brachte er die von der Behörde verlangte Patentbeschreibung zustande. Wenn sie nur etwas neues enthielt, war das Amt zufrieden; ob die Geschichte nachher auch funktionierte, danach fragte es nicht. Ein Patent ist noch lange kein Vortrefflichkeitszeugnis, wenn auch dem Unkundigen die drei Buchstaben D. R. P. gar oft gleichbedeutend mit mindestens einem Ehrendiplom erscheinen. Deutzutage sind freilich die Bestimmungen wohl aller Staaten viel strenger gefaßt als früher und lehnen offenbaren Unsinn von vornherein ab. Was soll man aber über

ein Patentverlangen denken, das 1874 in Washington eingereicht wurde und folgendes Verfahren zur Kartoffelzucht schilderte: „Erstens einen harten, ungepflügten Boden ausfuchen; zweitens ihn mit Sand bedecken; drittens die Knollen in die obere Schicht des Sandes einpflanzen, insofern dessen die Wurzeln der Knollen in den Boden eindringen und im Sande und ein wenig über dem unterliegenden Boden sich neue Knollen bilden“. Mit nicht ungerichtlichem Spott steht in der geschichtlichen Denkschrift des Amtes dahinter die Frage: „Warum nicht gleich Essen und Trinken patentieren lassen?“ Ärger noch macht es ein anderer, der — man möchte es schier nicht glauben — für sich ganz allein ein Verfahren vorbehalten sehen will, „Teig zu Scheiben zu formen, diese mit querlaufenden Rillen zu versehen und dann entlang den Eindrücken der Rillen zusammenzuklappen“. Der Mann vergißt anscheinend, daß die Dinger auch gebaden werden müssen; roh wird er sie doch kaum essen wollen. Wäre er nicht abgewiesen, wahrscheinlich auch ausgelacht worden, dann dürfte heute keine Mutter mehr ihren Kindern Pfannuchen oder Waffeln baden, ohne daß dieser Mr. Carr seine „Lizenzgebühr“ bekäme!

In's schier Endlose ließe sich die Reihe der Beispiele verlagern. Aber schon das, was hier Platz finden konnte, wird wohl ausreichen, um dem Leser zu zeigen, daß der Erfinderdrang sich mitunter auf ganz seltsame Gebiete verläuft und dann mancherlei einträgt — bloß kein Geld. Das aber ist doch die Hauptsache, wenigstens wenn man die materialistische Denkweise gelten läßt, die zu Anfang dieser Zeiten entwidelt ist. Schade ist's nur um all die Mühe und auch den Kapitalaufwand, mit denen doch nur Unbrauchbares oder gar Lächerliches zustande gebracht wird. Immerhin: ganz und gar unnütz sind letzten Endes auch sie nicht veran, denn wirklich ernstgemeintes Streben geht nicht spurlos unter. Wir vermögen nur nicht allzuweit die Zusammenhänge zu erkennen



Aus dem Gefangenenlager in Ohrdruf in Thüringen.
Russen, Franzosen und Turkos.

Sprüche.

Freudig rault an der Ulme
hinauf die wachsende
Rebe:
So nach des Lehrers Hand
greift das strauchelnde
Kind.

Menschen, wollt ihr glücklich
sein,
Seid's durch euer Herz!
Alles andre ist nur Schein,
Ist wie Schnee im März.

Sey stille.

Laß dich nur nichts tauern
Mit trauern,
Sey stille,
Wie Gott es fügt.
So sey vergnügt,
Mein Wille.

Was wußt du heute sorgen,
Auff morgen,
Der Eine
Steht allem für,
Der giebt auch dir
Das deine.

Sey nur in allen Handel
Ohn Wandel.
Steh' feste.
Was Gott beschleust,
Das ist und heist,
Das beste.

Aus „D. P. Flemings Deutsche Poemata.“

Wann?

Wann trifft mich des Feindes Kugel,
Wann der blanke, harte Stahl?
Ach, vielleicht in nächster Stunde
Sagt man mir ein schlichtes Mal.

Wenn auch keine Rosen sprießen
Aus der Erde, die mich deckt —
Vaterland, für dich zu blühen
Hat mich nimmer abgeschreckt.

Die ihr fern in sicherem Hafen,
Meine Lieben, seid begrüßt,
Und habt Dank für alle Liebe
Die mein Leben so verflücht.

Weinet nicht, wenn ich muß sterben
In der fernen Normandie.
Gibt mir doch der Himmel wieder
Was mir Lust und Glück verlieh.

Benedikt Hippes.



Der Prinz von Wales.

O weine nicht!

Du weinst, weil vom Todespfeil getroffen
Dein Liebstes sank ins Totenreich hinab. —
„Umsonst“, wähest du, „ist nun mein Beten, Hoffen, —
Mein Glück begrub ein allzu frühes Grab.“

Doch weine nicht, und trockne deine Tränen;
Um den du klagst, er wohnt im ew'gen Licht.
Er weilet dort, wohin wir all' uns sehnen; —
Drum hoffnungsfroh den Blick emporgerichtet.
Und weine nicht.

O weine nicht! Ist auch für dieses Leben
Verstummt der Mund, der oft dich heiß gelüßt.
Das edle Hei, das stets nur Lieb gegeben
Steht es auch still, — 's ist nur für kurze Frist, —
Drum weine nicht!

O ihm ist wohl. — Von Siegesglanz umflossen
Ging er als Martyrer zur ew'gen Ruh.
Sein Blut ist ja fürs heil'ge Recht geflossen.
Er war ein Held. — Sei eine Heldin du! —
Und weine nicht.

So raff dich auf aus deinen tiefen Wehen,
Ob dir vor Jammer auch das Herz fast bricht.
Ring dich empor zu der Entfagung Höhen
Bis leise dann dein Mund das „Fiat“ spricht
Und weine nicht.

Sieh, wie aus Paradieses lichten Auen
Er mit der Siegespalm dir winket zu,
„Harr aus, mein Lieb! — Bald werden wir uns schauen,
Dann eint uns ewig himmlisch süße Ruh.“ —
So weine nicht. —

Soldatenkirchhof.

Weit draußen im Nacher Walde,
Da liegt ein Friedenshain!
Da fanden viel treue Kämpen
Zur letzten Ruh sich ein!

Weit draußen im Nacher Walde
Ein stilles Mägblein steht,
An jedem der dreihundert Hügel
Es spricht ein kurz Gebet!

Und flüstert: O, hier im Walde,
Da find' ich der Heimat Ruh';
Soldatenkirchhof hört allen —
Er hört auch mir — Fremden — zu!

Denn, die dort ruh'n unterm Hügel,
Sie zogen aus für dich,
Sie kämpften für Deutschlands Freiheit,
Sie bluteten auch für mich!

Weit draußen im Nacher Walde
Da liegt ein Friedenshain!
Soldatenkirchhof sie sagen —
Ich fühl dort — die Heimat mein! —

F. Schreiber.

Des Kindes Flehen.

„Sag', Mutter, sag'! kommt Vater nicht nach Haus?
Er blieb doch schon so lange, lange aus? —
Ist denn der böse Krieg noch nicht zu Ende? —
Ich faltete doch jeden Tag die Hände
Und betete: Herr, hilf uns in der Not . . .
Was weinst du, Mutter? — Ist der Vater tot? —
Und zärtlich hält das Bübchen sie umfangen,
Sein Wänglein schmiegt's an ihre nassen Wangen,
Sein Auglein schaut in ihrem Aug' das Leid,
Sein Herzchen öffnet sich in Liebe weit. —
Und stammelnd fängt die Mutter an zu sprechen,
Ihr möchte ja das Herz vor Jammer brechen.
„Ach, Kind, — — der Vater starb — — er starb als Held
Den Kriegerdod im weiten, weiten Feld;
Du wirst ihn nimmer, nimmer wiederhaben —
Nie kehrt er heim zu seinem süßen Knaben.
„Nie, Mutter? . . . nie? . . . werd' ich ihn nie mehr seh'n?“
„Ach, liebes Kind, er wohnt in Himmelsöh'n;
Dort oben, wo die gold'nen Sterne scheinen,
Will uns der liebe Gott mit ihm vereinen.“
„Und wann, lieb Mütterlein, wann wird das sein?
Wann geh' ich zu ihm in den Himmel ein?“ —
„Das darfst du nur nach einem frommen Leben.“ —
Und leise sich des Kindleins Hände heben:
„O lieber, lieber Gott, mach' du mich fromm,
Daß ich zum Vater in den Himmel komm'!“

B. Petit.

Unsere Bilder.

Die Bundesbrüder: Russen, Franzosen und Turkos. Der bei Ohrdruf im Herzogtum Sachsen-Gotha gelegene Truppenübungsplatz des 11. Armeekorps ist gleich nach Kriegsbeginn als Gefangenenlager eingerichtet worden und hat sich binnen kurzer Zeit mit Zehntausenden von Gefangenen der verschiedensten Nationalitäten und Rassen angefüllt. Da die umfangreichen Barackengebäude dem Zustrom der neuen Gefangenen Transporte nicht mehr genügen, werden jetzt Erweiterungsbauten vorgenommen, die weiteren 20 000 Zinsassen Raum gewähren sollen. Der Wachtdienst im Ohrdruffer Lager wird von Landsturmbatallionen aus Meiningen und Mühlhausen i. Th. besorgt.

Ernst und Scherz.

Sprüche.

Des neuen Jahres Pforte tat sich auf.
Blick froh hinein!
Nach manchen Tagen, die im Dunkel lagen
Winkt Sonnenschein.
Im Wechsel rauscht der starke Strom des
Lebens
Vorbei, dahin!
Daß jede Strömung hoch dich, höher trage,
Sei dein Gewinn!

Durch Sagen und Wiederfragen
Wird ein Geheimnis durch die Stadt ge-
tragen.

Die Ohrfeige im Schützengraben. Zu den deutschen Kriegszeiten, die jetzt auf französischem Boden erscheinen, ist nun auch eine getreten, die in Lille herausgegeben wird und gar noch Beilagen enthält. Sie bringt Aufsätze, Gedichte, Schilderungen und lustige Geschichten. Als Probe des guten Humors, den sich unsere Feldgrauen im feindlichen Lande bewahrt haben, sei im Folgenden eine kleine Schnurre wiedergegeben. Es hörte sie einer, der an Schützengraben vorüberkam, in denen Bayern, Märter und Sachen lagen. Die Sprachen nämlich so:

„Also wi id dir sage: For und Valina (Berliner) da jibt et keene Bange nich. Also id raus aus mein Schützenloch. Ganz alleene. Et is ne kohlfinstere Nacht. Mensch, sone kohlfinstere Nacht jibt et jar nich. Aber id immer janz fidel vorwärts auf'm Bauche. Zweehundert Meter. Keen Nas von Franzose sieht mir. Na russische und russche. Uff eemal tunk id mit det Jesichte in en Loch. Wat denkste, wat sagste: der feindliche Schützengraben. Und nicht riecht sich. Die Kerls liegen da und schnarchen. Und id sage dir, Mensch, bei meine Niedigkeit, wie id die Kerls da so schnarchen höre, da wirft det ellig inschläfernd uff mir, det id mir sage: dotschlagen dhust du ihnen hernach. Und id lasse die Nase uffs Jevwehrschloß fallen und schlafe inn. Uff eemal judt sich der eene Franzose im Schlafe und stößt mir an. „Bielleicht lassen Sie das!“ sag' id, und da hau ich ihm eene runter . . . Und von det Zeräusch da wach id uff.“

„Und die Badpfeife? Die hatte dem Franzosen im Schlafe jegeben?“

„Oller Duffel. Mir hatte die ganze Schoße doch bloß jedräumt.“

„Da haste eene, die de dir nich jedräumt haft.“

„Mensch, biste varidit?“ . . .

Der Löwenmut der Bayern, der 1870/71 schon die „blauen Teufel“ so furchtbar machte, bricht auch jetzt wieder mit solchem Ungestüm hervor, daß die Franzosen bezeichnenderweise jeden Kolbenschlag „einen bayerischen“ nennen. Schon dem alten Blücher fiel diese unerbittliche Tapferkeit auf, als er mit einer Halbesladron des kurfürstlich-bayerischen Chevauleger-Regiments, fünfzig Schmettauischen Dragonern und ebensoviele preussischen Husaren am 7. September 1794 bei Grünstadt ein französisches Bataillon niederritt. Er dankte danach den Bayern: „Jungen, ihr seid ausgezeichnet brav, nur zu hitzig, ihr haut die Maders alle zusammen und gebt zu wenig Pardon, ihr müßt menschlicher sein und mehr gefangen nehmen“ — eine Mahnung, die er freilich sofort wieder abblühte

durch seine an die versammelte Attachen-ladron gerichtete Belehrung: „Ich sage euch, die Kerls mit den bloßen Gesichtern immer von oben herunter gehauen und die mit den Helmen, denen der dicke Pferdeschwanz so um die Ohren herumbummelt, allemal in die Quere!“ Das Wort „Fleischhader“ aber, das er rühmend dem Obersten des Chevauleger-Regiments gegenüber prägte, blieb in der Zeit der Koalitions- und Napoleonischen Kriege den Chevaulegers als ein soldatischer Ehrenname.

Das Kriegskonzert. Ein vom Gesangverein Liederkränz im Felde stehender Sänger Liederkreis an den Vorstand eine Feldpostkarte, sich für das erhaltene Paket bedankend, mit der Bemerkung: Auch wir haben einen großen Gesangverein: Die Infanterie singt ersten Tenor, die Feldartillerie zweiten Tenor, die Fußartillerie ersten Bass und den zweiten Bass singen

Wasser g'fallen. Seh'n Sie, Herr Affessuarus, seitdem bringt den Ochsen niemand mehr über'n Steg. Unser Herr Vorstand aber, der ist schon zehnmal vom Steg ins Wasser g'fallen und geht immer wieder b'rauf.“

Schlechter Trost. Weshalb sträubst du dich so sehr, den Braumeister zu heiraten? Er ist doch ein immens reicher und sehr gelehrter Mann! — Das schon, Mutter — aber die feuerrote Nase! — Nun, die glüht doch nur für dich allein!

Entgegenkommend. Reisender: „Gar keine Letztüre mehr da, Herr Wirt?“ — Wirt: „Leider nicht. Soll ich Ihnen vielleicht die Rechnung schreiben?“

Unter Mäntelmardern. „Donnerwetter, da hast du ja einen prachtvollen Mantel an. Die Frucht der gestrigen Nachtarbeit?“ — „Nichtig; und sieh nur, wie ausgezeichnet er sitzt.“ — „Ja, wirklich, man möchte sagen — nach Maß gestohlen!“

Militärische Rechenkunst. Der Leutnant meldet sich beim General zum Urlaubsantritt. „Sie sind Artillerist, also sicherlich guter Mathematiker?“ fragt die Erzellenz. — „Ja . . . Ja . . . Jawohl, Erzellenz.“ — „Also sagen Sie als Artillerie-Leutnant: 12+8 macht . . .?“ — „20.“ — „Gut; und 20+6 . . .?“ — „26.“ — „Ausgezeichnet. 12 für die unvorschriftsmäßigen Achselstücke, 8 für den ungeputzten Säbel und 6 für den zu hohen Kragen — macht 26 Tage Stubenarrest — nun gehen Sie.“

Ein Augenarzt hatte einem Schneider den Staar gestochen, und zwar mit so glücklichem Erfolg, daß der Mann alle seine Arbeit in kurzer Zeit wieder verrichten und die feinste Nadel e'nfädeln konnte. Aber der Arzt machte die sonderbare Bemerkung, daß der Mann, wenn man ihm ein Buch vorhielt, die Buchstaben nicht zu unterscheiden vermochte. Die sämtlichen Ärzte des Ortes besprachen sich über diese sonderbare Erscheinung und hielten lange Zusammenkünfte und Beratungen deswegen; aber sie wurden um nichts klüger. Sie waren eben im Begriff den merkwürdigen Fall durch öffentliche Blätter bekannt zu machen, als sie zufällig von der Magd erfuhren, daß der Mann niemals lesen gelernt habe.

Vorsicht! Ein Gutsherr traf einen Knaben aus seinem Dorfe an, als derselbe im Begriff war einen jungen Baum abzuhälen. Für diese Bosheit wollte er den Knaben züchtigen, welcher aber die Flucht nahm, sobald er den Herrn gewahrt ward. — „Komm doch her, mein Söhnchen“, rief ihm der Gutsherr mit verstellter Freundlichkeit nach! „Komm doch her, ich will Dir etwas sagen!“ — „Ach, mein gnädiger Herr“, rief der schlaue Bösewicht: „solche kleine Jungen wie ich bin, brauchen nicht alles zu wissen.“

Die Hauptsache. Wie, in eurem Verein habt ihr schon wieder einen neuen Vorstand? — „Ja, wenn wir nichts gewinnen, wählen wir immer einen andern.“

Auflösung des Rätsels in voriger Nummer:

Zeitschrift.

Nachdruck aus dem Inhalt dieses Blattes verboten. (Gesetz vom 19. Juni 1901.) Verantwortl. Redakteur: E. Kellen, Bredebeck (Habr.). Gedruckt u. herausgegeben von Fredebeul & Kornen, Str. n. (Habr.).



Russen in Tchernowiz.

unsere 42er Mörser; aber unsere Zuhörer sind von unferem Gesang nicht recht erbaut.

Im Kinderhort. An jedem Abend beim Hortschluf falten sich die Kinderhände zum Gebet, daß Gott die Väter beschützen möge und daß Deutschland siege. Tief und ergreifend sind solche Momente und entbehren doch oft nicht der Komik. Fragt da neulich ein neunjähriger Knabe: „Fräulein, in England gibt's doch auch Kinder, nich?“ „Aber natürlich, mein Junge!“ „Beten die abends auch?“ Als die Leiterin dies bejaht, stemmt er empört das Häufchen in die Seite: „Dett schreibe ich aba meinen Vata, wenn er räber kommt, dett er diß verbieten tut. Den lieben Jott auch noch damit zu quälen, wo sie doch anjefangen haben.“

Unerbesserlich. „Huberbauer, Ihr seid angeklagt, den Herrn Vorstand beschimpft zu haben; Ihr habt gesagt, er sei dümmer als der Hofochse. Gesteht Ihr das zu, Huberbauer?“ — „Ja, ja, Herr Affessuarus, ich hab's gesagt, aber seh'n Sie, ich hab' auch recht. Voriges Jahr nämlich ist der Hofochse vom Dorfsteg g'stürzt und ins